

Akademie der
Toblacher Gespräche

Accademia dei
Colloqui di Dobbiaco



Andreas Weber

Quatsch Matsch. Für eine wilde Kindheit.

Andreas Weber
Biologe und Philosoph
frankandreasweber@gmx.de

Quatsch Matsch. Für eine wilde Kindheit.

Lange Zeit spielte mein heute zehn Jahre alter Sohn ein Spiel. Es fand drinnen statt, im Zimmer, und kam ohne Requisiten aus. Es brauchte nur einen langmütigen Mitspieler. Zum Beispiel mich. Mein Sohn spielte – Tier. Er wurde zu einem Geparden. Er schlich auf allen Vieren, knurrte, statt zu sprechen, trank Wasser nicht aus dem Glas, sondern aus einem Plastiknapf, fraß ohne Messer und Gabel, ruhte zusammengerollt auf dem Fußboden vor dem Kamin und riss ab und zu seine kleine Schwester, indem er ihr erst katzenhaft auflauerte und sie dann mit einem Sprung niederwarf. Mein Sohn verwandelte sich in eine wilde Kreatur. Er *war* ein Gepard. Aber was er dabei aufsog, war kein Wissen. Keine Information. Keine Fertigkeit. Es war Empfinden. Mein Sohn schlüpfte in den Körper eines anderen Wesens und versuchte, in dessen Haut die Welt zu fühlen.

Jedes Kleinkind spricht als eines der ersten Worte einen Tiernamen: Wauwau. Krabber halten hypnotisiert bei ihrem Kriechkurs auf der Wiese inne, wenn ein Kaninchen an ihnen vorbeihoppelt. Sie greifen gierig und ohne jeden Ekel nach der zappelnden Spinne. Es scheint, als hätte die Phalanx der wohlmeinenden Pädagogen und Bildungsforscher vor lauter „Weltwissen“ und „Weltwundern“, vor lauter nützlichen Abenteuern und natürlichen Forschungsversuchen ein essentielles Nahrungsmittel der kindlichen Seele vergessen: Tiere. Unser aller Kindheit beginnt zwischen ihnen – wir sind von Anbeginn umringt von Wolf, Löwe, Tiger, Bär, Schlange, Katze, Fisch und Maus. Auf den Gestalten dieser nichtmenschlichen Wesen ruht der Kosmos unserer ersten Bilder.

Kinder verlieren in der urbanisierten Welt den Kontakt zur Natur und damit die Möglichkeit, ihre seelischen, körperlichen und geistigen Potentiale so zu entfalten, dass sie ein erfülltes Leben führen können. Sie sitzen vor Fernseher und Computer – oder pauken für die zunehmend ins Zentrum ihres Lebens rückende Schule. Aber ohne Nähe zu Pflanzen und Tieren verkümmert die emotionale Bindungsfähigkeit unserer Kinder. Dutzende von Studien beweisen heute: Ohne die Gegenwart der Natur und das Spiel in ihr schwinden Bindungsfähigkeit, Empathie, Fantasie, Kreativität und Lebensfreude. Kinder lieben und brauchen die Natur. Denn nur im Kontakt mit der Natur entfalten sich seelische, körperliche und geistige Potenziale, die Kinder zu erfüllten Menschen werden lassen.

Heute beginnt die Wissenschaft diese tiefe Faszination zur Kenntnis zu nehmen – und sie gewinnt dabei entscheidende neue Einsichten in unser eigenes Wesen und seine Bedürfnisse. Kognitionsforscher erkennen, in welchem Maße Menschen auf die Gegenwart

anderer Kreaturen angewiesen sind, um eine gesunde Psyche zu entwickeln. Ohne reale, greif- und spürbare Natur, so stellen sie fest, können sich die Gefühle eines Menschen nicht zu vollständiger Reife entfalten.

Den Grund für diese Spiegelbeziehung beginnen Psychologen erst jetzt zu verstehen. Die amerikanischen Säuglingsforscher Andrew Meltzoff und Kenneth Moore etwa konnten zeigen, wie sehr Gegenseitigkeit jeden Aspekt unserer Individualität bedingt – vom Spracherwerb bis hin zu einem voll entwickelten Selbst und zum Bewusstsein. Säuglinge sind von Geburt an auf einen Anderen angewiesen, der fühlt und diese Gefühle als Ausdruck in Mimik und Gestik zeigt. Andernfalls würde ein Baby gar nicht verstehen, dass es selbst auch ein solches Wesen ist, ein Ich, dessen Gefühle sich an der Grenze seines Körpers ausdrücken. Ein Säugling kann sich nur von „innen“ erfahren, nicht aber von außen sehen. Ohne den lebenden Spiegel im Antlitz seiner Mutter oder seines Vaters würde es verkümmern. Ein Kind muss den Zusammenhang zwischen seiner Innenwelt und den Gesten und Gebärden des Lebens an anderen erst erlernen.

Das Erleben von Natur ist für Kinder deshalb so wichtig, weil Kinder lebendig sind. Sie können im Umgang mit anderen Lebewesen und innerhalb einer Welt, die sie und diese anderen Lebewesen hervorgebracht hat, verstehen, was es heißt, ein lebendiges Wesen zu sein. Also ein Wesen zu sein, das sterben kann und sich entfalten will, das zu schöpferischen Handlungen fähig ist, das Wachstum möchte, das fühlt und das eine gemeinsame Wirklichkeit mit anderen fühlenden Wesen teilt. Mit der Welt zu kommunizieren, die von selbst in Lebendigkeit entstanden ist, heißt selbst lebendig zu werden.

Es geht dabei nicht um Lernen, um Wissen, um Fähigkeiten und Fertigkeiten, sondern um Sein. Man könnte also auch sagen: Draußen sein heißt mit der Welt zu spielen. Und spielen ist die Seele des Kindes. Man könnte auch sagen: In der Natur zu sein heißt, die Welt zutiefst in ihrem Charakter als ein Geschenk zu erfahren. Es geht also um ein komplexes emotionales Selbstverständnis, zu dem der gesunde belebte Körper als ein zentraler Teil gehört. Man könnte also sagen: In der Natur betreten Kinder ihre eigene Seele in einer materiellen Form.

Das zu verstehen, heißt freilich zu begreifen, dass es auf diesem Planeten kein drinnen und kein draußen gibt, keine Wahrheiten, die exklusiv für den Menschen gelten und nicht für Delphine und Fische, Tauben und Tiger. Es heißt auch, dass genauso wenig ein isoliertes Reich des Geistes existiert, in dem man schöne Ideen haben und sich unbegrenzt darüber streiten kann, welche davon die bessere ist. Es ist nötig, diese doppelte Verbindung zu

verstehen, wenn die Natur eine Chance haben soll – und wenn der Mensch weiter in der „Kindheit der Welt“ (Latour) leben möchte.

Die Tiere, die Bilderbuchtiere, der Delphin, die Schildkröte, der Tiger, sie können uns, wenn sie nicht verschwinden, gerade das lehren. Ihr Anblick kann uns erinnern, dass dieses komplexe Gefühl, in dem sich Innenseite und Außenseite, mein eigenes Ich, das meines Gegenübers und die Milliarden fremder Selbstes vermischen, nichts radikal Neues und furchtbar Kompliziertes ist. Im Gegenteil. Dieses Gefühl, das zugleich eine bestimmte Haltung fordert, nämlich den Edelmut gegenüber dem Sein, es hat einen alten Namen. Es heißt Liebe.

Liebe ist die einzig denkbare Beziehung, in der Eigennutz und Selbstlosigkeit miteinander ins Gleichgewicht kommen, weil das eine nur durch das andere möglich wird. Dem Geliebten wünscht man Leben, gleich, wo er sich befindet, gleich, ob man ihn jemals wiedersehen wird oder nie. Es ist die Liebe zu ihm, die uns größer macht, die uns stärkt, die uns erst wir selbst sein lässt. In der Welt der Lebewesen, aus der wir als eine Art unter vielen hervorgegangen sind, ist es die Möglichkeit dieser Liebe, die uns erst Menschlichkeit gibt.

Andreas Weber (2011): Mehr Matsch. Kinder brauchen Natur. Berlin: Ullstein

– (2013): Das Quatsch-Matsch-Buch. München: Kösel.

– (2014): Alles fühlt. Mensch, Natur und die Revolution der Lebenswissenschaften. Mit einem Vorwort von Michael Succow. Klein Jasedow: thinkOYA.

– (2014): Lebendigkeit. Eine erotische Ökologie. München: Kösel.